

Johnen Galerie

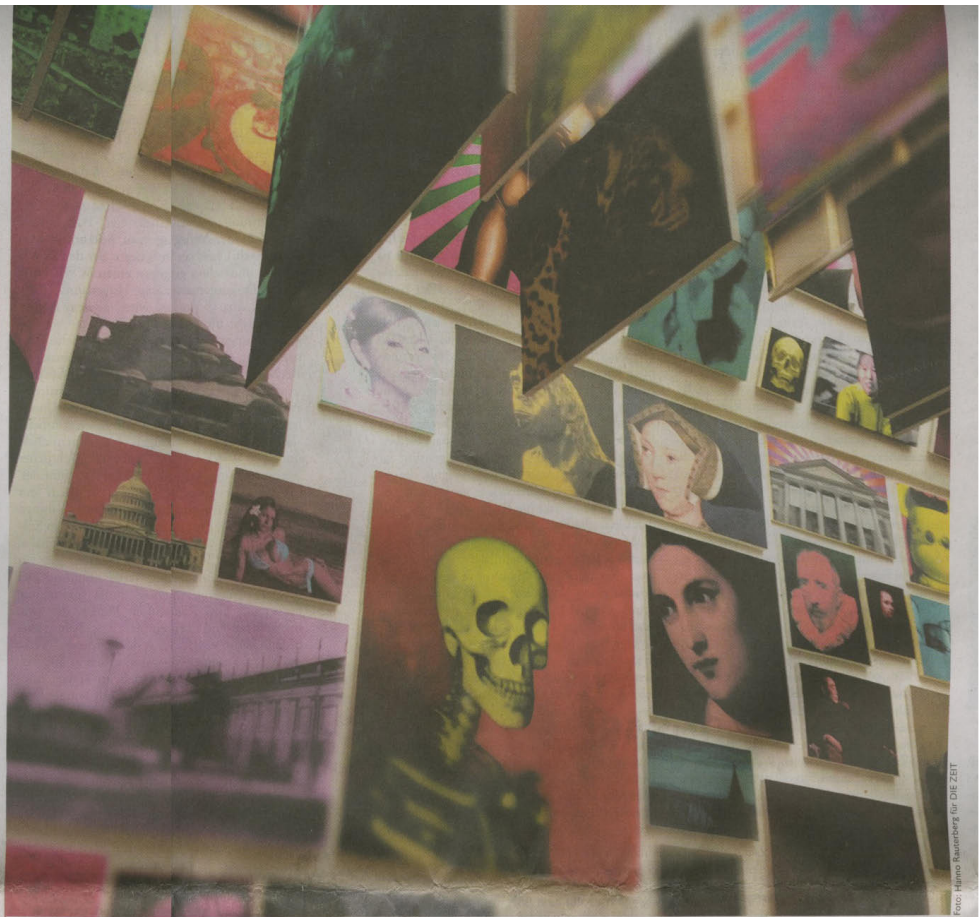
DIE ZEIT S. 51-52 Lost in Kassel

06.06.2012

Lost in Kassel

Betende Motoren, führende Steine: Die Documenta 13 will das Verhältnis zwischen Menschen und Dingen neu bestimmen. Ein Wagnis, das gelingen kann

VON HANNO RAUTERBERG



Im Pandämonium der Kunstgeschichte – lauter gemalte Kopien aus der Werkstatt des chinesischen Künstlers Yan Lei

Endlich ist es vorbei mit dem Vielleicht und Womöglich. Endlich lüftet sich das Kunstgeheimnis. Endlich sperrt die Documenta ihre Türen auf. Und zu beschreiben ist: ein wunderbares großes Nichts.

Hinter den Säulen des Fridericianums, dort, wo die Weltkunstausstellung seit je ihren Anfang nimmt, wo sie die Besucher einstimmig auf das, was da kommen wird, auf die Provokationen und das Niegesehene, dort läuft alle Erwartung ins Leere. Die Vorthalle verodert, die beiden Seitenflügel beinahe nackt. Es ist eine Eröffnung, die nichts öffnet, jedenfalls nichts, was mit den Augen zu fassen wäre. Irgendetwas aber steht hier offen, irgendein Fenster, eine Tür, als würde gerade durchgelüftet. Ein sanfter Wind durchzieht die Hallen, streift die Gesichter. Ist das der Geist der Documenta 13?

Ryan Gander heißt der Windmacher, ein britischer Künstler, der im Hinterhof des Museums große Gebläse installieren ließ. Er träumt von einer Kunst, die nicht zu sehen, nicht zu greifen ist und die doch machtvoll an ihm saugt. Die ihn erfasst und behusamt mit sich trägt. Es ist die Art von

Kunst, von der auch diese Documenta träumt: Sie hofft auf eine stille Kraft, die uns verwandeln möge.

Niemand wird hier aufgetrötelt, niemand verstört, sollen sich doch die anderen um das Grelle und Provokative kümmern. Diese Ausstellung will nichts verkaufen: nicht die üblichen Neuheiten aus aller Welt, auch keine wohlfeilen Bekehrungsbroschüren. Und so wird sie der eine beschaulich finden, ein anderer eher karg. Bescheiden aber ist sie keineswegs. Sie hat sich Großes vorgenommen: Sie will unser Denken verändern.

Und so gelangt man folgerichtig, kaum sind die windigen Zonen des Anfangs durchquert, gleich ins Gehirn der Documenta. Hier, in der Rotunde, hat die Kuratorin Carolyn Christov-Bakargiev das ausgebreitet, was sie ihr Brain nennt. Ein reichlich krauses Hirn, in dem sich alles mit allem surreal zu verbünden scheint. Da gibt es die pastosen Vasenbilder des Malers Giorgio Morandi, in Goldrahmen gefasst. Da gibt es Steinfiguren, die *Baktrischen Prinzessinnen*, 4000 Jahre alt, aus der Gegend des heutigen Nordafghanistan. Es gibt auch eine postkartengroße Metallscheibe mit Knöpfen darauf, einen

Schalter, den sich der Computererfinder Konrad Zuse ausgedacht hat. Und so geht es munter weiter, lauter fragile, verletzte, alte Dinge, und damit diese Einübung ins sprunghafte Denken nicht langweilig wird, tritt zu allem Überfluss auch er noch hinzu: Adolf Hitler, als Fotografie und auch in Form eines flauschigen Badehandtuchs mit eingestickten Initialen, AH. Gleich daneben ein Parfümflakon, der einst Eva Braun gehörte. Nur die Vitrine müsste man öffnen, schon röche man, was Hitler roch.

Ebendas tat die Fotografin Lee Miller, die als Kriegsreporterin in den vierziger Jahren nach Deutschland kam: Sie öffnete keine Vitrine, sie drang in die Münchner Wohnung des Führers ein, besah sich dort alles und nahm schließlich ein Bad; es war die Nacht, bevor sich Hitler das Leben nahm. Miller hat sich so fotografiert, in der Badewanne sitzend. So sehen wir sie jetzt, dort im Brain.

Was das bedeuten mag? Wie man es bewerten soll? Als billige Effekthascherei, als Trophäengier? Miller schrieb später: «Bis zu diesem Tag war er für mich nie lebendig gewesen. All die Jahre war er ein teuflisches Maschinenmonster, bis ich ... in sei-

nem Haus aß und schlief. Er verlor das Legendenhafte und wurde so noch schrecklicher.» Nicht die Filme, nicht die Fotos hatten sie wirklich erschüttern können. Erst in der Begegnung mit seinen Dingen erschien ihr der Mensch plötzlich real.

Es ist dieser Moment, um den die Documenta kreist: Sie glaubt an die Badewannen-Erfahrung, an die Begegnung mit den Dingen. Denn in den Dingen ist etwas verwahrt, eine Geschichte oder eine Empfindung. Und deshalb sollen wir uns ihnen hingeben, uns in sie hineinversetzen, vorstellungshalber. So könnte das neue Denken beginnen: mit einem Akt der Einfühlung. Es muss ja auch nicht immer Hitlers Handtuch sein.

Vielleicht begnügt man sich zunächst mit einer rostigen Panzerkette oder einer Eisenbahnschiene. Hinterm Hauptbahnhof in Kassel, einem der vielen Schauplätze dieser Documenta, hat die Künstlerin Lara Favaretto rund 40 Tonnen Altmittel, nein, nicht einfach abgeladen, sondern überaus liebevoll arrangiert. Tagelang brummte ein schwe-

Fortsetzung auf S. 52

Johnen Galerie

DIE ZEIT S. 51-52 Lost in Kassel

06.06.2012

Fortsetzung von S. 51

rer Greifer, bis nach langem Hin und Her das Formlose eine Form gefunden hatte. Ein Stilleben der Abfallwirtschaft: Hier ist das Tote nicht tot, es beginnt, vor unseren Augen zu leben. Stahlrossen tanzen mit Ladeklappen. Man könnte auch sagen: Die Dinge emanzipieren sich. Sie müssen nicht länger nützlich, produktiv, wertig sein. Sie machen sich frei vom üblichen Verwertungsdenken. Im Denken der Documenta gewinnt auch der Schrott eine Schönheit eigenen Rechts.

Es gibt noch einen zweiten Documenta-Berg, ebenfalls aus Müll geformt, doch ist er von Gräsern überwachsen, ein paar Blumen gibt es, auch Gemüse. Es ist der Berg des chinesischen Künstlers Song Dong, und er markiert den anderen Pol der Ausstellung, weit unten im barocken Auepark. *Do nothing* heißt das Werk, ein Nichtstun-Hügel, der einfach so vor sich hin grünt. Und der doch genau in der Zentralachse des Parks liegt und also auf seine nichts tuende Weise den absoluten, geraden, fein kalkulierten Herrscherblick verstellt. Auch das gehört zu dieser Documenta: Sie rückt das Unkraut und Gestrüpp in den Mittelpunkt. Wo der Mensch sich eben noch allmächtig wähnen durfte, als Mensch, der Berge versetzt, da kommt ihm ein Berg aus Müll in die Quere.

Immer wieder drängt sich auf dieser Ausstellung die Natur ins Bild der Kunst. Überall lassen es die Künstler grünen und sprießen, Mangoldzucht auf einem Kahn, Apfelbäume in der Aue, dazu Schmetterlingssträucher, Bienen, Hunde, Felsen und Steine diverser Art – fast könnte man meinen, die Documenta sei zu ihren Anfängen in den fünfziger Jahren zurückgekehrt, als die Kunst noch ein Anhängsel der Bundesgartenschau war.

ANZEIGE



WWW.ALTANA-KULTURSTIFTUNG.DE

BAD HOMBURG V. D. HÖHE

Sie nutzt noch die bekannten Hallen und Museen und füllt sie mit überraschend viel Malerei, etwa von dem Chinesen Yan Lei. Doch zugleich drängen die Künstler mit Macht raus aus dem Gewohnten. Es zieht sie in die Stadt, wo sie sich einnisten in alten Ladenlokalen, im Ballsaal eines Hotels, im ehemaligen Finanzamt. Vor allem aber suchen sie das Grün: Rund 30 Pavillons hat die Documenta über den riesigen Park verstreut, dazu viele weitere Projekte, eine übermächtige Geisterkulptur von Apichatpong Weerasethakul oder einen versteckten Trampelpfad durchs Unterholz von Natasha Sadr Haghighian. Dies ist keine Ausstellung mehr, es ist eine Expedition. Man kann

sich verlieren, auch in der Kunst. Oder man bleibt in irgendeiner Matschpfütze stecken.

Den Überblick behalten? Hoffnungslos. Alles sehen, alles verstehen? Wird niemandem gelingen. Wohl noch nie war eine Documenta so kontemplativ, und nie war sie verschlungener. Natürlich ist auch das Programm. Abermals geht es gegen die Allmachtsfantasien des Menschen und gegen das Grundgefühl unserer Gegenwart, dass alles immer und überall verfügbar zu sein habe. Hier entzieht sich die Kunst der eindeutigen Ordnung. Sie lässt sich nicht abschreiten, nicht abheften im inneren Ordnungssystem. Schon deshalb nicht, weil vieles, was hier gezeigt wird, keine Kunst ist. Die Tiere, die einem überall ins Auge springen, sind es so wenig wie die Bäume oder die Physiker und Zellforscher, die ebenfalls ihren Auftritt bekommen.

Das hat mit der in Künstlerkreisen so beliebten Grenzüberschreitung nichts zu tun, es ist eine Grenzaufhebung. Natur ist Kultur, und Kultur ist Natur, dieses Mantra verfolgt einen auf dem Parcours durch Kassel. Wenn dann selbst Automotoren zu beten beginnen, wie in der Documenta-Halle bei Thomas Bayrle, dann scheint einem neuen Animismus nichts mehr im Wege zu stehen. Wenn alles fühlt und denkt, wenn auch ein Stein hassen und eine Erdbeere lieben kann, dann ist auch diese Grenze gefallen: die zum Aberglauben.

Natürlich ist das Verhältnis zwischen Mensch und Ding nie trennscharf zu fassen. Eines verdinglicht sich der Mensch, er macht seinen Körper zum Designprodukt, per Hanteltraining oder Skalpell. Und gerade die Genforscher erblicken in ihm nicht selten einen Zellhaufen, ein beliebig rekombinierbares Objekt. Zugleich werden die Dinge vermenschlicht, Computer sprechen, Handys wollen gestreichelt werden. Doch hier, auf der Documenta, treiben Humanisierung und Naturalisierung noch viel buntere Blüten. Alles scheint mit einem Mal beseelt, in jedem Ding soll ein Ich zu Hause sein. Das logische Denken, ein Denken in Ursache und Wirkung, verliert an Bedeutung. Zwei Bilder von Dalf werden zusammengespart mit einem DNA-Versuchsaufbau, ganz so, als wäre die schöne neue Welt der Menschenschicht nur eine unschuldige Angelegenheit der Ästhetik. Am Ende könnte man meinen, dass auch die Gewalt, der Krieg, der Holocaust irgendwie ursachelos und natürlich seien. Wenn es keine klar definierten Subjekte mehr gibt, dann gibt es auch niemanden mehr, der Verantwortung trägt. Animismus entlastet ungemein.

Damit allerdings wollen die Documenta-Macher nichts zu tun haben. Sie wollen die Moderne nicht verabschieden, sie sehen nur, dass die alten Denkmuster uns in jene weltumspannende und weltvernichtende Krise hineinmanövriert haben; in der wir feststecken. Und sie fragen: Wie geht es weiter? Was ist noch möglich?

Vermutlich würde man diese Ausstellung tatsächlich unter schweren Esoterik-Verdacht stellen, wenn sie bei ihren Steinen, Hunden und Büschen geblieben wäre. Doch die Documenta-Macher belassen es nicht bei ein paar wohlfeilen

Seelenseufzern – »Woht ein Lied in allen Dingen« –, nein, sie suchen das Risiko. Sie eröffnen am 20. Juni mitten im zerbombten Kabul eine Documenta-Zweigstelle. Auch dort ist es ein Haus im Park, auch dort soll sich zeigen, welche Kräfte die Kunst zu entfalten vermag inmitten des Zusammenbruchs. Der Wirklichkeit des Terrors stellt die Documenta eine Wirklichkeit der Bilder und Objekte entgegen.

Und diese Bilder und Objekte haben es ja wirklich in sich, sie bleiben unberechenbar, vielleicht entfalten sie in Kabul sogar eine viel größere Kraft als in Kassel. Doch auch dort stellen sie sich gegen die Erwartungen: Sie entschlüpfen allen Ansprüchen und Theorien und gehen eigene Wege. Mal wunderbar heiter wie bei Geoffrey Farmer, der eine kunterbunte Bilderparade aufmarschieren lässt, lauter ausgeschnittene Fotos aus dem *Life*-Magazin. Mal in peinsamen Exerzitien, wenn mitten in der Neuen Galerie eine Schreitherapie abgehalten wird, anschließende Umarmung inklusive. Aber auch das gehört zur Risikofreude dieser Documenta: Sie hat viele der über 150 Künstler eingeladen, ohne zu wissen, was diese am Ende aufbieten würden. Sie nimmt das Scheitern in Kauf – und der Besucher muss es nun ebenfalls.

So ist es vermutlich, wenn man sich von alten Gewissheiten löst und alles mit allem ins Gespräch bringen möchte: Die Missverständnisse wachsen exponentiell und allen über den Kopf. Doch den Versuch ist es wert: eine Documenta zu wagen, in der Kambodscha, Syrien, Afghanistan und überhaupt die brennenden Fragen der Gegenwart nicht ausgespart bleiben und gleichwohl der ästhetische Eigensinn zu seinem Recht kommt. Es ist das Wagnis, die getrennten Sphären miteinander zu befreunden: den Widersinn und die Ratio, die Geister und den Geist, die Poesie und das Politische.

Manchmal gelingt das sogar, zum Beispiel mitten auf dem Hauptbahnhof. Dort bekommt man einen kleinen Bildschirm in die Hand gedrückt, einen Kopfhörer auf die Ohren, dann geht sie los, eine Reise in die reale Irrealität – oder umgekehrt? Die Künstler Janet Cardiff und George Bures Miller flüstern uns eine Geschichte zu, sie lassen uns über Bahnsteige und Treppen wandern, immer sehen wir auf dem Bildschirm das, was uns just im Augenblick umgibt, doch treten plötzlich ein paar Blasmusiker ins Bild, wir hören sie auch, eine Ballerina tanzt durch die Halle, und auf Gleis 13 dampft ein Zug ab, ein schwarz-weißer Zug, überfüllt mit Deportierten. Das grausige Gestern springt hinüber ins Heute, ganz kurz nur, aber das reicht, um die Bilder im eigenen Kopf ins Laufen zu bringen. Und dass die Videoreise dann noch weitergeht, dass am Ende ein streitendes Pärchen vor uns auf dem nackten Bahnhofsboden kuschelt und alles wunderbar versöhnt scheint? Auch das passt zu der sanftmütigen Documenta 13. Das andere, neue Denken hat es gern einvernehmlich. Ein Unbehagen bleibt dennoch, gerade wohl deshalb und zum Glück.

9. Juni bis 16. September (www.documenta.de)